

Romane aus der Zeitseele.

Ein Roman aus der Zeitseele nennt Friede H. Kraze ihre Dichtung „Amey“. Dieselbe Bezeichnung verdient manches Buch der letzten Jahre, das nicht nur aus den Erlebnissen und Stimmungen der Nachkriegszeit hervorgegangen ist, sondern auch Begebenheiten, Personen und Bewegungen dieser Zeit zum Stoff der künstlerischen Gestaltung wählt. Selbst wenn der Blick des dichtenden Chronisten weiter zurücksucht in ein und mehrere Menschenalter vor dem Kriege, so macht sich doch oft der Nachkriegsstandpunkt des Schauenden in der Auswahl und Bewertung geltend. Er gräbt die in die Vergangenheit hinabreichenden Wurzeln der Gegenwart aus, er tastet nach alten Rissen in Gemäuer und Fundament, die unter den jüngsten Erschütterungen sich plötzlich und zerstörend weiteten. Fast immer sucht der Zeitroman der letzten Jahre auch nach dem Weg in eine bessere Zukunft; aber soweit dieser Weg über die Abkehr von Irrgängen der Vergangenheit hinausgeht, verschwindet er meist allzubald im Nebel. Immerhin ist's schon ein gutes Ding, wenn die vorgeschlagene Richtung dem ersehnten Ziel der Gesundung und Erstarbung zuführt.

Eine grausam aufdringliche und geschmacklose Umschlagszeichnung läßt einen das Schlimmste befürchten, wenn man Karl Widmaiers „Kulturroman der Gegenwart“ zur Hand nimmt¹. Aber man wird angenehm enttäuscht; der Roman verrät bedeutendes technisches Können. Die ganze Kultur der Gegenwart spiegelt er freilich nicht, er ist vielmehr beherrscht von der Tendenz, Erzbergers Ehre zu retten. Nicht nur setzt er sich ritterlich für die reinen Absichten des Vielgelästerten ein, sondern er versucht auch die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der politischen Entschlüsse, die mit dem Namen Erzbergers verknüpft sind. In dem erbitterten Streit, was besser gewesen wäre, die Waffenstillstandsbedingungen anzunehmen, den Frieden zu unterzeichnen und durch schonungslose Steuern Erfüllungspolitik bis zum Äußersten zu treiben, oder die Waffen zu behalten und in aktivem und passivem Widerstand weiter zu kämpfen, in diesem Streit mag man sich entscheiden, wie man will — auf jeden Fall tritt Widmaier mit Recht für die Forderung ein, Erzbergers reine Absichten, seine von katholischer Religiosität getragene Vaterlands- und Menschenliebe anzuerkennen. Die Gegner Erzbergers kommen freilich zu schlecht weg. Nicht eigentlich der Mörder, der in seinem verblendeten Idealismus fast sympathisch geschildert ist, wohl aber die Kreise, deren maßlose Befeindung des „großen Schädlings“ den Haß gegen Erzberger geschürt hat. Gewiß sind einige Hintergrundsfiguren wie Hindenburg, General von Winterfeld mit fühlbarer Bewunderung gezeichnet, aber der Gegenspieler Erzbergers, ein Graf Cassen, ist doch ein Bösewicht in Reinkultur. —

Ganz andern Geist atmen die halb epischen, halb lyrischen Stücke, die Peter Weber unter dem Titel „Aus der Tiefe rufe ich...“ zusammenfaßt². Zwar

¹ Erzberger. Ein Kulturroman der Gegenwart. 412 S. Dillingen 1922, Beduka-Verlag.

² Aus der Tiefe rufe ich ... Das deutsche Erwachen. 182 S. Berlin 1923, Paetel. G.-M. 3.—; geb. 4.—

fehlen nicht Stellen von sentimentaler Süßlichkeit, aber die Gesamtwirkung geht einmal auf Weckung des Widerstandes gegen Kommunismus und Sozialdemokratie, weil sie die nationale Bewegung hemmen, vor allem aber sieht Weber das „deutsche Erwachen“ im Aufflammen des Hasses gegen die Macht, die Rhein und Ruhr besetzt hält, im Wiederaufflammen des Hasses der „Urväter“ gegen den Erbfeind, in einem Haß, der zum Kampfwillen wird. Der Verfasser besitzt einen kräftigen Zug zum Religiösen, Karfreitag- und Osterstimmung der katholischen Liturgie schwingt tröstend und mildernd durch Not und Elend, aber er fühlt sich im Widerspruch mit der Friedfertigkeit und Feindesliebe Christi und seiner Lehre. Mehr als einmal läßt er den zermarterten Heinrich die Klage zum Gekreuzigten erheben: „Du bist ein Mann des Leidens, ein Mann der Schmerzen, wie ich, ein Leidensgenosse — mehr nicht. Trost kann ich bei dir Armen finden, aber nicht Hilfe.“ — Durch das Ganze geht ein Zug religiöser Verworrenheit und nationalistischer Überhitzung.

Ruhig und lateinisch klar ist dagegen Pierre Gourdon's Johanna Beaumont sarrelouisiennne¹; um so peinlicher berührt die nationale Selbstüberschätzung, die eifrige Verachtung fremden Blutes und Wesens. Das Buch ist literarisch ein guter Unterhaltungsroman, politisch eine Werbeschrift für den Anschluß des Saargebiets an Frankreich. Johanna, Tochter einer deutschstämmigen Mutter und eines Vaters aus früh eingewanderter französischer Familie, schlägt in ihrer ganzen Geistesrichtung dem Vater nach. Daß sie zwischen einen deutschen und einen französischen Werber gestellt, sich für den letzten entscheidet, ist ja nichts Merkwürdiges. Es soll aber Symbol der Haltung des ganzen Saarlandes sein, die mit der früheren Zugehörigkeit des Gebiets zu Frankreich, besonders aber mit der Rassen- und Kulturüberlegenheit des französischen Volks über das deutsche motiviert wird. Der Verfasser hebt mit großem Geschick, ohne die germanophilen Saarländer zu reinen Vogelscheuchen zu machen, die nur mit deutschen Fehlern behängt sind, die Schattenseiten der Kultur des neuen deutschen Kaiserreichs hervor: geschmacklose, prunkende Bauart, schneidig-schnarrendes Autoritätswesen, das allgemein Menschliche versäumende Geschäftstüchtigkeit und Arbeitsraserei. Dagegen fehlt ihm jeder Blick für die Vorzüge deutscher Art, wie sich für ihn das Französische aus eitel Seelenadel und feinem Geschmack zusammensetzt. Er unterliegt dabei der Geschmacksverirrung und, was schlimmer ist, der beschränkten Nationalitätseitelkeit, in einer Gesamtwertung die eigene Rasse und Kultur himmelhoch über die fremde zu stellen. Geradezu eine Gefahr für die Menschheit wird aber diese nationale Selbstverhimmelung dadurch, daß mit der Rassen- und Kulturüberlegenheit politische Ansprüche begründet werden. Einen ganz fatalen Beigeschmack hat es, wenn in diesen imperialistischen Zusammenhängen der Katholizismus Frankreichs gegen den Protestantismus Deutschlands ausgespielt wird. —

Hier möge auch auf den Roman *Batuala* des französisch schriftstellernden Negers René Maran hingewiesen werden². Afrikanisches Land und Volk mit dem ganzen Reiz des Exotischen wird lebendig; oft fährt einem beklem-

¹ 226 S. Paris 1922, Bloud & Gay. Geh. Fr. 7.—

² René Maran, *Batuala*. Ein echter Negerroman. Deutsche Ausgabe von Claire Goll. Basel 1922, Rhein-Verlag.

mender Wildgeruch in die Nase. Das Werk wurde erst mit dem Goncourtpreis gekrönt wegen der unleugbaren Darstellungskraft, später aber aus politischen Rücksichten verfolgt. Die anscheinend völlig gegenständliche Schilderung wirkt ja als glühende Anklage gegen die „Zivilisation“ der Weißen. Eine der vielen literarischen Äußerungen des Selbständigkeitswillens, der sich in den Eingeborenen aller Kolonialreiche zu regen beginnt.

Können die bisher gekennzeichneten Romane als Beispiele gelten, wie Politisches sich in der Dichtung spiegelt, so wenden wir uns im Folgenden zum ästhetischen Widerschein kulturell-sittlicher Zustände und Bewegungen.

Einen Übergang möge hier Walter Bloems flott und spannend geschriebener Roman „Brüderlichkeit“¹ bilden, der in der Hauptsache eine Frage nationaler Gesittung behandelt, aber doch eine kräftige politische Note besitzt. Mit stürmischer Begeisterung predigt Bloem die nationale Volksgemeinschaft. Weder religiöses Bekenntnis noch Standesunterschiede sollen trennende Klüfte zwischen den deutschen Volksgenossen aufreißen — auch nicht die Verschiedenheit der Rasse. Bloem nimmt eben Nation und Volk im Sinne moderner Historiker, für die nicht Blut und Abstammung, sondern Sprache und Kultur das einigende Band eines Volkes ist. Darum ist eine Hauptabsicht seines Buches die Bekämpfung des hakenkreuzlerischen Antisemitismus.

Ludwig Löwenstein, „getaufter Vollblutsemit“, Kriegsfreiwilliger, ist Mitglied eines schlagenden Korps geworden, dem schon sein Vater in liberaleren Zeiten angehört hatte. Deutsch durch Gesinnung, Gefühl und Willen, sucht er den vollständigen Anschluß an das Deutschtum. War es ihm im Krieg gelungen, durch rücksichtslose Hingabe die Vorurteile wenigstens beim gemeinen Manne niederzuzwingen, so hoffte er, im Korps seines Vaters auch mit der oberen Schicht lebendigen Zusammenschluß zu finden. Aber hier stößt er auf eisige Kälte und grimmigen Haß, obgleich er tadelloser Korpsler ist und glänzende Mensuren schlägt. Und schließlich kommt es trotz seiner eisernen Selbstbeherrschung zum Zusammenstoß mit einem hakenkreuzlerischen Korpsbruder. Im Pistolenduell fällt Löwenstein. Wenn schon Bloem gewisse angeborene und durch jahrhundertelange Verfolgung entstandene Fehler seinem Helden nicht erspart, weckt er doch eine lebhaft empfundene des beschränkten Rassenstolzes, der menschlicher Gesittung hohnsprechenden Brutalität, die den Antisemitismus oft beseelen. Der Widerspruch, in den sich ein auf Rassenhaß gegründeter Antisemitismus mit dem Christentum setzt, wird nur leise angedeutet.

Abbau des Antisemitismus ist nur ein Punkt in dem Programm der Volksgemeinschaft. Politische und soziale Zusammenarbeit von Katholiken und Protestanten ist ein anderer. Bloem läßt die Vertreter seiner Idee höchste Anerkennung für die katholischen Studenten und ihre Leistungen im Krieg aussprechen, der Studentenseelsorger Hofmann ist sogar mit übertreibender Bewunderung geschildert. Besonders das katholische Sozialstudententum wird den Korpsstudenten als Vorbild hingestellt. Bloem, der die Mängel der Studentenkorps schonungslos aufdeckt, ihr starres Festhalten an der Tradition, ihr hochmütiges Kastenwesen geißelt, hegt gleichwohl die Hoffnung, daß sich das Verbindungsleben als gegenseitige „brüderliche“ Erziehung zur

¹ 380 S. Leipzig 1922, Grethlein & Co.

Volksgemeinschaft erneuere. Träger dieses Gedankens ist Hans Joachim Eichholz, der nach vierundzwanzig Luftfliegen die Nervenproben der Bestimmungsmensuren auf sich nimmt, um seine Frankonia mit dem Geist dieser Brüderlichkeit zu erfüllen. In einem Vortrag vor seinen Bundesbrüdern verkündet er den „Willen zur Volkheit“ als Weg zur Rettung. „Das bedeutet bewußten Verzicht auf jedes Privilegium — der Bildung, des Geldbeutels, der sozialen Stellung; das heißt: bewußte Abkehr von allen Lebensformen und Lebensgrundsätzen, die dem einzelnen oder einer Gruppe irgendwelche nicht durch persönliche Leistung verdiente Vorteile einräumen und vorbehielten. Das bedeutet: opferfreudige Erneuerung des ganzen Stils unseres Lebens in dem Sinne, daß wir es ganz auf Arbeit und Hingabe an die Gesamtheit einstellen.... Es bedeutet: hingebende Liebe zu allen deutschen Menschen, das heißt zu allen deutschen Staatsbürgern, wes Standes und Glaubens sie sein mögen, welcher Klasse und Rasse sie angehören mögen.“

Wohl ist diese Verbrüderung zunächst national-deutsch gedacht, aber sie zeigt die deutliche Tendenz, sich auch auf das Verhältnis zwischen den Nationen auszudehnen und einem vernünftigen Pazifismus den Weg zu bahnen. Der moderne, auch der deutsche Nationalismus sei ein Wiederaufflammen des Heidentums. Während Christus die ganze Menschheit zu einer großen Gemeinschaft habe zusammenschließen wollen, in Wahrheit zu einem einzigen Volk von Brüdern, lasse der Nationalismus die Vergottung des Stammesideals wieder aufleben. Der „alte deutsche Gott“, mit dem gewisse Kreise einen schwärmerischen Kultus trieben, sei niemand anders als Wodan, der Schlachtenvater. Durch diese Äußerungen eines jungen Privatdozenten klingt deutlich die Überzeugung des Autors hindurch.

Weniger radikal als Bloem ruft Paul Keller zu nationaler Volksgemeinschaft auf. Sein Zeitroman „Die vier Einsiedler“¹ zeigt deutliche Spuren, daß er in der ersten Phase der Ruhrbesetzung in brennendem Leid vollendet wurde. Der Vertreter des alten konservativen Offiziersstandes, Major v. Bärsfeld, der zum Schutz bedrängter Sozialisten zur Waffe gegriffen hatte und tödlich verwundet wurde, mahnt sterbend „Versöhnung! Versöhnung! Deutschland retten! Deutschland retten! Sonst nichts!“ Mit diesem Mahnruf schließt die Erzählung, von dieser Tendenz ist sie getragen. Versöhnung oder wenigstens Zurückstellung des Haders zwischen den bürgerlichen Parteien stellt das friedliche kulturelle und wirtschaftliche Zusammenleben der vier Einsiedler auf dem Schlosse des Majors als ideale Möglichkeit vor Augen, etwas zaghafter werden auch Brücken zwischen Bürgertum und Proletariat geschlagen. Die ungemein sympathische Gestalt des Polenmädchens Jascha zeigt, daß P. Keller bei aller nationalen Begeisterung doch sich die Aussicht ins Übernationale, allgemein Menschliche nicht verrennen läßt. Diese Überlegenheit des romantischen Dichtergemüts und eine bei unbestechlichem Wirklichkeitsinn doch unüberwindliche Menschenliebe geben selbst diesem Zeitroman von 1922 auf 1923 die Wärme und den Humor, die allen Dichtungen Paul Kellers eigen sind und die den nunmehr Fünfzigjährigen zu einem Lieblingserzähler des deutschen Volkes gemacht haben. —

¹ 252 S. Breslau 1923, Bergstadtverlag. M 3.20; geb. 5.—

In „Oberlins drei Stufen“¹ setzt sich Jakob Wassermann mit dem Männerbundideal auseinander, das in der Jugendbewegung und Erziehungsreform aufgetaucht ist. Julian von der Leyen, der Leiter der Schulgemeinde Hochlingen im Schwarzwald, sucht seine Zöglinge ganz aus Familien- und Traditionsbindungen zu lösen. Im Schulbetrieb tritt der Autoritätsgedanke völlig zurück; nicht auf Disziplin und Gehorsam kommt es ihm an, sondern auf den freien Entschluß des einzelnen, sich der Erkenntnis eines Führers zu beugen, der zugleich Liebender ist. Auch für alle Zukunft sollen die Männer, die er heranbildet, den „nur auf animalische Instinkte“ gegründeten Familienbanden entzogen bleiben. Er verachtet die Liebe zwischen Mann und Weib; die Frau ist ihm ein Geschöpf aus fremder, untergeordneter Region. Er anerkennt nur ein Verknüpfendes: die Freundschaft. Er beklagt es, daß heute nicht mehr die „Entzückung von Mann zu Mann“ da ist, und er scheut auch vor der Folgerung nicht zurück: „Laßt lieber die Erde und die Nationen vergehen, als daß ihr so weiter lebt, so arm, so halb!“ Diese Freundschaftsentzückung von Mann zu Mann ist durchaus ideal gedacht, rein von niedrig sinnlicher Entzündung.

Wassermann sucht in seiner psychoanalytischen Novelle dies Ideal als Illusion zu erweisen. Illusion in doppelter Richtung: einmal führt die „Entzückung von Mann zu Mann“, vom Lehrer-Liebhaber zum Schüler-Liebling zur erotischen Affektion, und zweitens bringt das Leben den normal veranlagten Zögling der Schulgemeinde, sobald er dem Zauber der Persönlichkeit des Meisters entzogen ist, zur Loslösung von dem Männerbund-Ideal.

Auf der ersten Stufe steht Oberlin, als er die Schulgemeinde verläßt. Der formgebändigten Tradition der Patrizierfamilie, der er entstammt, völlig entfremdet, ist er in „jüngerhaft leuchtender Hingabe“ dem Banne Julians verfallen. In einem seltenen Augenblick vertraulicher Aufgeschlossenheit erklärt er der Mutter, die ihn umsonst wiederzugewinnen sucht, heiraten wolle er niemals. „Er könne sich gar nicht vorstellen, daß eine Frau das Leben des Mannes zu teilen vermöge, im schönen, tiefen Sinn zu teilen; er fürchte überhaupt, daß es ihm versagt sei, zu lieben; ja er glaube gar nicht an die Liebe zwischen Mann und Weib. Es sei ein tragischer Wahn, dem die Geschlechter durch grausamen Machtwillen der Natur verfielen, dessen Einfluß sich zu entziehen, sein Vorsatz sei.“ Aber trotzdem fühlt er schon die Unruhe des Blutes, ein unterirdisches Wühlen und Drängen. „Mit einem bestimmten Augenblick hat es angefangen“, schreibt er in einem nie abgesandten Brief an Julian, „ich will ihn nicht bezeichnen, denn das hieße ein unvergeßliches Erlebnis besudeln, das eine Gnade war.“ Gemeint ist Umarmung und Kuß, zu der sich Julian bei einem Turnspiel von seinem Gefühl hatte hinreißen lassen; „maßloses Glück und schreckensvolles Erstaunen, fiebrig schamhafte Verwirrung“ hatten Oberlin erschüttert. Dieser Vorgang war auch der Anlaß gewesen, daß Julians Schulgemeinde aufgelöst wurde².

Nun führt der Dichter Oberlin mit allerlei Frauen zusammen. Zuerst mit einer ausgesprochenen Dirne, und der haltlose Schwärmer ist im Begriff, dem

¹ Berlin 1921, E. Fischer.

² Daß hier Gustav Wyneken und Vorgänge der Wickersdorfer Schulgemeinde, die ein gerichtetes Nachspiel hatten, den Stoff abgeben, braucht nicht hervorgehoben zu werden.

animalischen Trieb zum Opfer zu fallen. Ein Zufall, der ihn die Gemeinheit des Mädchens mit Ekel empfinden läßt, und eine Roheit, zu der ihn die Leidenschaft gegen seine Mutter fortreißt, ernüchtern ihn; er macht sich frei vom brutalen Trieb. Nun hat er die zweite Stufe erreicht. Der Schritt zur dritten geht über eine sentimental-ästhetische Schwärmerei für die überirdisch schöne Cäcilia und die sentimental-erotische Schwärmerei für deren Schwester Hanna. Beide werden auf die unwahrscheinlichste Weise durch Mord und Selbstmord aus der Welt geschafft, damit Oberlin auch von ihnen erlöst als normaler junger Mann, der die Beziehung von Mann zu Weib weder unterschätzt noch überschätzt, frei und froh ins Leben hinausgehen kann.

Ist die Grundtendenz auch gesund, so muß man doch von der moralischen Seite beanstanden, daß die letzte Befreiung durch ein vollständiges Abreagieren erzielt wird. Von der ästhetischen Seite stoßen die konstruierten, unwahrscheinlichen Charaktere der Dirne, Cäcilien und Hannas und des Vaters der Schwestern, der als ins Dämonische gesteigerter Psychoanalytiker gezeichnet wird ab. Bewunderungswürdig ist die verhalten innige, wie von Perlmutterglanz matt schimmernde Darstellung. —

Literarisch weniger anspruchsvoll, aber sachlich durchsichtiger setzt sich „Das trunkene Jahr“¹ von Heinrich Lilienfein mit einer ähnlichen Strömung der Jugendbewegung auseinander. Mancher Zug spielt deutlich auf die „Neue Schar“ in Thüringen an, die F. Lambertini, genannt Muck, durch sein Evangelium der Freude zu begeistern wußte. — Von Herbst zu Herbst währt Konstantin Burks trunkenes Jahr. Ende der Dreißiger leidet der dichterisch veranlagte Gymnasiallehrer unter dem Einerlei von Schule und Häuslichkeit. Seiner Frau wird er innerlich fremd; ihre Liebe ist ihm zu bemutternd, zu hausbacken, ohne alle sinnliche und seelische Leidenschaft, und dazu ist ihre Jugend verblüht. In dieser Stimmung trifft ihn das Evangelium der kommenden Menschheit, wie es von Albin Hochgart verkündet wird. Erst teilt er das Mißtrauen, das die Bevölkerung den „Barfußaten“, der „Schloßbande“ entgegenbringt, die im langen Haar mit Zupfgeigen das Land durchwandern. Aber bald gewinnt Hochgart, der Erlöser und Prophet dieser Bewegung, Einfluß auf ihn. Beim Herbstfest gibt er sich der neuen Botschaft gefangen, die Hochgart auf der Augustenburg ausruft. „Zum Fest des reifen Menschen luden wir ein — in des Jahres reifster Stunde. Die Scharlachröte des Weinlaubs drunten am Hause deuten wir als Sinnbild und Zeichen unsrer Hoffnung und unsrer Erfüllung. Nicht die Purpurfarbe des Blutes und der Schrecken, aus der wir kommen — die scharlachne der Freude verkündigen wir, zu der wir gehen. Das Kreuz, das düstere, gespenstische — wo war seine Kraft wider Zwietracht und Mord? Getötet hat es die Freude und erlag darum dem Leid. In Fleisch zerschnitt es den Menschen und in Geist: das Tier ohne Geist verachtete den Geist und ward reißend; der Geist ohne Fleisch verachtete das Tier und ward ohnmächtiger als ein Schatten. Wir aber preisen und loben den ungeteilten, reifen Menschen der scharlachroten, der königlichen Freude!“ Dieser dionysischen Lebensauffassung gibt Burk sich hin, da eine trunkene Leidenschaft zu der jugendfrischen, für feinste

¹ 316 S. Stuttgart 1923, J. G. Cotta.

Bildung empfänglichen Uline in ihm erwacht. Schon hat er sich von Frau und Kind getrennt und die Scheidung eingeleitet, da bringt die Katastrophe auf der Augustenburg den Umschwung. Hochgarts Frau, die Mutter von fünf Kindern, stürzt sich am Tage, da Hochgarts außereheliches Kind die Sonnentaufer empfängt, aus dem Fenster. Der neue Prophet geht zwar in seiner sinnlichen Lebenslust und weitschweifenden Geistigkeit unbeirrbar seines Weges weiter, aber Uline löst sich erschüttert von Burk, und dieser kehrt mit neuerwachter Wärme zu Adelheid und seinem Uli zurück. Nicht dionysische Lebenslust, harmonisches Ausleben im Genuß jeder Freude steht siegreich am Schlusse, sondern die alte Weisheit vom immer wachsamem Kampf des Geistes gegen das Fleisch, auch gegen dessen sublimierte Triebe, die Weisheit vom frohen Verzicht und dem Primat der Pflicht über die Lust.

Die nun folgenden Dichtungen wollen nicht einzelne Strömungen der Zeitkultur auffangen, sondern suchen bis in die Grundtendenzen hinabzutauchen.

Friede H. Kraze¹ ist selbst gesättigt mit der alten Kultur. Reich an Lebendigem, warmem Menschentum besitzt ihre Dichtung eine unerschöpfliche Fülle von Farbtönen und zärtlichen Naturgefühlen. Ein Beispiel ihrer Schilderungskraft sei der Blick durch die nächtliche Stadt. „... Die Mauern der Häuser hatten etwas eigentümlich Durchscheinendes bekommen. Ihre Profile standen seltsam klar gegen den eingedunkelten Himmel. Es war Vollmond. Die übergoldete Domkuppel schwebte wie ein Stern. Grüne Gletschwasser strömten von den Kupferplatten der Türme und Dächer über die versteinerten Drachen und Heiligen ...“

Die herbstliche Buntheit und Süße der Darstellung ist wie ein Beispiel der alten Kultur, die in Amey eine letzte Blüte treibt. Von ihr und ihresgleichen urteilt der arme Fischerpfarrer: „Für sie ist jahrtausendlang gedacht, erfunden und gearbeitet, gesät und geerntet, gekämpft und gelitten worden. Alles Blut und aller Schweiß, alle Tugenden und Laster, ja Rauch und Erniedrigungen sind nur dazu gewesen, ihnen zu dienen. Das alles mußte ihnen helfen, ihre Art und ihr Wesen recht vollkommen auszuwirken. — Es ist wunderbar, sie sind nicht produktiv, sondern allein Ästheteten. Wie verstehen sie zu genießen! Sind sie selber dadurch nicht eine Art Kunstwerk geworden?“ Aber in Amey regen sich auch neue Impulse; es ist, als ob das Blut der Urgroßmutter, der Müllerstochter, die einer der altadeligen Hellberg heimgeführt, sich geltend machte. Sie empfindet das ästhetisch Spielende ihres Daseins, den Mangel an sozialer Bindung mit dem Volksganzen. Einmal fragt sie einen Standesgenossen: „Glaubst du, daß wir richtig für unsere Leute sorgen?“ Sie erhält die Antwort, die wie ein Peitschenhieb trifft: „Natürlich sorgen wir für unsere Leute. Was meinst du damit? Wir sorgen doch auch für unsere Pferde.“ — Was ihr Oheim Rhaban in seinem Testament von der dem Absterben geweihten Kultur schreibt, für die er eine Weltkatastrophe ahnt und halb ersehnt, das empfindet Amey in innerster Seele. Nur kennt sie die „großen Müdigkeiten“ Rhabans nicht, der sich als Letzten seines Geschlechtes fühlt. Sie empfindet in sich den Drang zur neuen Entwicklung, zur neuen

¹ Amey. Ein Roman aus der Zeitseele. Von Friede H. Kraze. 368 S. Leipzig o. J. C. F. Amelang.

Erde. Nicht dem vernichtenden Untergang soll das Beste der alten Zeit geweiht sein; es soll mit eingehen in das neue Leben. Im Besitz ihrer uralten Adelskultur reicht Amey Donatus Lund, dem traditionslosen, außer der Ehe geborenen Vertreter der neuen Zeit, die Hand. Don Lund, wie er genannt wird, ist mit höchster Bewunderung als kosmisch verwurzelter Weltwanderer, als volksverbundener Menschenfreund geschildert, ohne daß freilich die Eigenart der neuen Lebensideale klar erkennbar würde. Nur dies ist bestimmt ausgesprochen, daß er die Entwicklung der Menschheit nicht im Kreise laufen sieht, sondern „in der Spirale und im Gipfelpunkt der Spirale und in ihrem Herzen — Gott.“ Aber dies Wort Gott hat einen pantheistischen Klang, und die ersehnte Religion soll über allen Glaubenssystemen stehen. —

Erst in der letzten der fünf Novellen verrät Heinrich Eduard Jacob, was mit dem schwingenden und leuchtenden Titel „Flötenkonzert der Vernunft“¹ gemeint ist. Da wird dem Professor Bastineller das forschende Denken, das Zusammenhänge und Zusammenklänge von physischem und moralischem Sein aufdeckt, zur Musik. „Was aber ist das“, schluchzt er auf, „für eine unsäglich süße Musik, in deren Quell ich hier sitze? Was für kühle und gute Klänge! Bin ich es, der diese Musik macht? Spiele ich denn ein Instrument? — Ah, nun merke ich's wohl. Es ist das Flötenkonzert der Vernunft... es sind die Linien des reinen Geistes, die sich schlängeln wie Flötenläufe. Es sind die reinen Linien des Geistes, die sich erheben aus allen Werken und aller menschlichen Tätigkeit... Es ist die Flötenkunst der Vernunft, der Klang der reinen, geistigen Bilder, der übereinstimmt mit den Dingen. Wie hold! Hat Mozart das nicht geschrieben? — Nein, es ist gar keine Musik. Es sind ja Bücher, viele Bände. Es ist ja die neue Enzyklopädie, die das Geistige aller Fakten, das Warum der Natur- und Sittengesetze, das Höchste, das Feine, das Ausgeglühte der Weltmaterie zusammenfaßt... Das ist die Wahrheit, welche auch Schönheit heißt — das ist die Schönheit, die der Erkenntnis gleicht. — Das ist die Erkenntnis, die der Musik gleicht. Ah, warum lieben die meisten Menschen die Musik des Denkens nicht — den Marsch aufgehender Rechnungen, der gleichlinigen und unfehlbaren Schlüsse, diese erregende Musik, die doch nicht über sich selbst erregt ist und nicht über die niedern Stromschnellen des Seins, nicht über Liebe, Ehrgeiz und Tod? Warum verehren die Menschen nur das Konzert ihrer eigenen Leidenschaften, nur die mißhandelten Liebesqualen der Geigen und Pauken über sich selbst, die Schreie des Schmerzes, die Schreie der Lust, die aus Gezerrem, Gezupftem steigen — nicht den kaum berührenden Hauch der Flöte, welche Betrachtung heißt?... Auch die Vernunft ist ein Rausch. Sie ist der höchste, der einzige, der keine Uebelkeit hinterläßt. Die Vernunft ist die erdenfernste und zugleich die sachlichste Leidenschaft. Die Vernunft ist feiner verteilt als der Äther, und sie will überall sein gleich ihm. Sie dringt in die Poren jeder Tat. Kein Besitz, kein Recht, kein Staat kann ihr wehren. Sie ist angreiferisch wie das Licht — doch, wie das Licht, verlegt sie keinen. Wer ihrer inne ward, tauscht sie um nichts.“ Spricht sich hierin die Rückkehr vom Primat des Gefühls zu dem der Vernunft aus, so ist der Träger dieser Idee politisch ein Anhänger des neuen Staates,

¹ 202 S. Berlin 1923, Ernst Rowohlt.

im Gegensatz zu seinen Schülern, die am liebsten Füllfedern und Wachstuchhefte mit Büchsenkolben vertauscht hätten, um die Säulen der Republik niederzuschlagen.

Leider sind die fünf Novellen kein vollkommenes Vernunftkonzert. Sie atmen eine gewisse Kühle, weil sie als Lösungsversuche geistiger Probleme auftreten, die Form, bisweilen gekünstelt, verrät den Virtuosen der Sprache — aber es fehlt der Idee an Durchsichtigkeit und Leuchtkraft, um den Mangel an warmem Leben zu ersetzen.

Jakob Wassermann sieht in seinem letzten Roman¹ den heutigen Zustand der deutschen bürgerlichen Welt im großen Zusammenhang der Geschichtsepoche 1870—1920. Sein Auge ist vor allem offen für die sittlichen Schattenseiten, und man muß ihm zugestehen, daß es ihm nicht erst durch den politischen Zusammenbruch geöffnet wurde. Schon vor dem Weltkrieg hat er ähnliche Gedanken ausgesprochen, wie er sie als Vorwort dem „Dritten Wendekreis“ vorausschickt. „Vielleicht zu keiner Zeit sind die Menschen so wissend und zugleich so ahnungslos, so zweckbeladen und so entherzt, so von Täuschungen umgittert und ohne Stern den Lebensweg entlang gerauscht wie die zwei oder drei Generationen dieses halben Jahrhunderts. Es ist, als stürmten sie mit Anspannung aller Nerven- und Geisteskraft, in erbittertem Wettlauf steil gegen einen Gipfel hinauf, und oben, von der wütenden Bewegung weitergetrieben, obgleich sie den tödlichen Abgrund vor den Füßen erblicken, gibt es kein Halten mehr: die Vordersten schauern noch, die entfesselte Menge hinter ihnen hört nicht einmal den Angst- und Warnungsschrei, und alles stürzt in die Tiefe.“ Um jeden Preis will der Überlebende die Fügung ergründen, „er möchte seine unsterbliche Seele hingeben für einen Augenblick der Erleuchtung, es ist wie ein flehendes Hinauflangen zu Gott, seine Lippen flüstern das ewig unbeantwortbare Warum“.

In Ulrike Woytich glaubt Wassermann eine Gestalt zu schauen und zu schaffen, welche die Rätsel deutet, „die ganze Sphäre erhellt, den Gang der Begebenheiten verständlich und geheime Verkettungen offenbar macht.“

Ulrike ist ein raffiger Diesseitsmensch, gesund, schön, gescheit, arbeitstüchtig und genussfroh — aber ohne Herz und ohne Seele. Kein Funke reiner Liebe, kein Hauch religiösen Lebens ist in ihr. Jung weiß sie sich in der Familie Mylius, der sie sich unter dem Schein selbstloser Freundschaft anschließt, ein Vermögen zu ergattern. Sie entdeckt, daß der Vater Mylius, ein Antiquitätenhändler, seinen Millionenbesitz geheimhält und Frau und Kinder ärmlich leben läßt. Mit List und Gewalt setzt Ulrike es durch, daß er der Familie den Genuß des Reichturns gewährt. Darüber gehen die Frau, die beiden älteren Töchter und der Sohn an dem Genußleben seelisch zu Grunde. Nur die Jüngste, Josepha, die Gegenspielerin Ulrikes, religiös und philanthropisch angelegt, behauptet lange ihr besseres Selbst gegen die alles überflutende Weltlichkeit. Aber schließlich zwingt die Mutter, von Ulrike gehegt, sie zur Ehe mit dem ungeliebten und innerlich verworfenen Melander. Ihre Seele erstarrt, sie stürzt „in lieblose, eisige Einsamkeit“.

¹ Ulrike Woytich. Roman. 544 S. Berlin 1923, C. Fischer. Brosch. M 7.—

Nach dem Tode der Mutter verschwindet Ulrike mit einem bedeutenden Vermögen. Erst dreieinhalb Jahrzehnte später, in den Jahren nach dem Weltkrieg taucht sie sechsundsechzigjährig wieder auf. Sie hat das Leben genossen und zur rechten Zeit sich zurückgezogen. Geizig und schäbig haust sie in einer mit Riesenwerten ausgestatteten Villa, während sie mit ihrem Vermögen an der Börse spekuliert. Da tritt in ihr Leben das Enkelkind Josephas, die kleine Fanny, und zum ersten Male fühlt sie etwas wie lautere Liebe sich regen, empfindet sie den Durst ihres ganzen Wesens nach dem Glücke selbstloser Hingabe. Aber mit unüberwindlichem Grauen flieht Fanny vor ihr zurück, flieht in die Arme Josephas, der aus dem unschuldigen, von keiner Lüge getrübbten Kinde ein neues Leben erwächst.

Allerlei Symptome sind um den Krankheitskern gelagert, von astrologisch-okkulten Anwandlungen bis zu widernatürlichen Triebverirrungen. Aber als innerster Zerrüttungsgrund zeigt sich der seelenlose Gögendienst des Stofflichen, Sinnenfälligen. Am stärksten ist dieser Gögendienst symbolisiert im Kult des Besizgens. Am alten Mylius erlebte Ulrike im tiefsten Kern, was Besitz ist. „Dieser Mann besaß! Alle diese Gegenstände (Mylius zeigte ihr die unschätzbaren Kostbarkeiten seines Antiquitätenlagers) waren sein, weil er in allen lebte, in allen herrschte, sie alle durchdrang, durchwirkte, durchblutete. Dieser alte Mann war unnahbar, unangreifbar durch Besitz, und durch Besitz wuchs er in ihren Augen zu gewaltiger Größe.“ Und da ihr Mylius als letzten Trumpf aus seinem Testament den Gesamtstand seines Vermögens mit über neun Millionen Gulden bezifferte, wurde sie weiß wie das Blatt Papier vor ihr. „Die Stimme brach und verlor sich in ein rauhes Gurgeln. Die Augen näßten sich, wie sie oft unter dem Einfluß des Grauens oder der tragischen Erschütterung feucht werden. Sie schaute Mylius leeren Blickes an, verstummt, regungslos, atemlos.“ Was Mylius schließlich als Antwort erhielt, „war kein menschlicher Laut, sondern ein eigentümliches Krächzen, zugleich brach aus ihren weitgeöffneten Augen eine diabolische Flamme, etwas Verheerendes, Gelbes, Jaguarhaftes, das seinen zärtlichen und wortreichen Ziebereifer plötzlich dämpfte.“ Und sie selbst hatte ihr langes Leben in den Dienst dieses Kultes gestellt. Jede Regung, jeder Gedanke, jeder Schritt und jede Tat ihres Lebens war ihm geweiht. Rückschauend seufzt sie: „Wie ruhig machte es, zu besitzen! Wie königlich, sagen zu können: ich besitze! Nicht bloß was der Markt des Lebens bot und was vor der Notdurft schützte. Die Dinge waren nur Ausdruck. Das Wesen war jenes andere, das mysteriöse, heilige, ehrfurchtgebietende, zaubermächtige Element, das Geld hieß.“ — Und doch fühlt sie zuletzt „einen Durst, über dessen Beschaffenheit sie sich nicht klar werden kann, keinen gewöhnlichen Durst, der sich in der Begierde zu trinken äußert, sondern ein Verlangen, das ihren ganzen Organismus erfüllte, eine tiefe, quälende Sehnsucht, die zu befriedigen nie möglich gewesen war und von deren Vorhandensein sie erst jetzt eine deutliche Erfahrung gewann. Es war etwas versäumt worden. Hier fehlten Wort, Begriff und Anhalt. Im Blute lag es, oder tief drinnen noch...“ Es ist der Durst nach Seelischem, nach Liebe und dem Schenken und Dienen aus Liebe, der sich spät, zu spät in Ulrike regt. Dieser Mangel an Herz und Seele gibt dem Antlitz der Zeit die „unglücklich verworrenen, unwahr

lächelnden, Greisentum und Verfall höhnisch und schwächlich leugnenden Züge.“ —

In ähnlicher Weise hält Oskar Franz Wienert in seinem Roman „Sturz des Tieres“¹ Bericht über das jüngst verflossene Zeitalter. Sinn des apokalyptischen Titels ist: Mit dem großen Krieg wird der Zeitgöze gestürzt oder wenigstens erschüttert. Johannes Domwald, der Bannerträger der besseren Zukunft, ein Maler, hat ein Bild dieses Gözen entworfen. „Ein in Gestalt und Angesicht ungeschlachter Mensch sitzt auf einem Thron, der mit Tiergesichtern ausgefüllt ist. Auf den Stufen des Thrones liegen Menschen. Der Unhold auf dem Thron achtet ihrer nicht, er zertritt sie mit seinen Füßen. Seine Gefellen, kleine, rattenfeiste und rattenähnliche Teufel, tragen herbei, was an Schätzen und Gaben den Menschen gehört.“ Da Petersmark, einer der Vertreter der untergehenden Zeit ratlos vor dem Bilde steht, erklärt Domwald dessen Bedeutung. „Wir kennen ihn alle, denn er ist es, dem wir alle dienen: Europas Herrscher. Sein Name ist Mammon. ... Er hat es den Menschen verlernen lassen, was in der Brust ein Gott ist. Erlöschen ist der Mensch, der zu seinen Füßen sich hinwarf. Wir andern aber sind ein Aufschrei. Rufen, rufen werden wir, bis wir ein Aufstand sind aus dem Geiste, um ihn, den schwarzen, bestialischen Fürsten über uns zu stürzen.“ Vom Krieg und seinen Opfern erhofft Domwald die Erlösung vom Tier, das ihm erdverstrickte Herrschsucht und Habsucht verkörpert. „Krieg! Du sollst uns, den nach Leben Hungernden, ein Bad sein! ... Vernichte du in Europa den Staatsmann und seinen Bruder, den Geschäftsmann! Töte beide und befreie Europa! ...“ Mit dem entthronten König zieht er hinaus aus der Großstadt, um in ländlicher Siedelung ein neues Reich zu gründen. „König in der Zukunft wird sein, wer den Menschen dazu verhilft, daß jeder selbst ein Königreich sein eigen nenne. Nirgend mehr würde es eine Wüste, überall aber den Atem und Liebreiz der Erde geben, der Erde, die in dem Äther schwebt und lebt, auf daß sie erlöst werde, empor zum Abglanz Gottes.“

Es bleibt verschwommen, was sich Wienert als das neue Leben aus dem Geiste vorstellt. Um so bestimmter verurteilt er Mammonismus, nationalistische Machtpolitik, Selbstvergötterung in den Errungenschaften moderner Technik, die Abkehr von Gott und Christus. Leider geschieht dies Verdikt in einer grotesken, geschmacklosen Mischung von biblischer Salbung und plumpem Zynismus. Die Personen sind keine lebendigen Menschen, sondern wirken wie grimassenhafte Marionetten. Trotzdem vernimmt man hier und da einen echten Ton, der für künstlerische Anlagen zeugt. —

Auch Jakob Stab² läßt in den Schrecken des Weltkrieges die Kultur unserer Zeit ihre Seelenlosigkeit, ihre Versklavung an „die Maschine“ offenbaren. Geldgeistlicher ist der Priester Anton Berg. Tiefe Blicke tut er in das leibliche Elend des Krieges, tiefere in die sittliche Not. Ein französischer Offizier bekennt ihm die unmenschliche Grausamkeit, mit der er wehrlose, sich gefangengehende Soldaten niedermachte; ein Deutscher beichtet ihm, wie er in Trunkenheit einem Weib vor den Augen des gefesselten Mannes Gewalt tat.

¹ 435 S. Trier 1923, Friedr. Ving. Geb. M 7,50

² Die Versuchung des Priesters Anton Berg. 165 S. Rempten 1921, Kösel & Pustet.

Beide leiden unter marternden Gewissensbissen, und doch sind sie fast unfreiwillig in die Schuld hineingetaumelt. Als Beispiele für viele ähnliche Fälle stehen die beiden Begebenheiten. Die Krise wird herbeigeführt durch das Standgericht, das einen flüchtenden französischen Bauern, der in seiner äußersten Not Brotbeutel, Geldflasche und Geld eines gefallenen Deutschen sich aneignete, wegen Leichenplünderung zum Tod verurteilt. In der Nacht vor der Hinrichtung kommt die furchtbare Versuchung über den Priester. „Herr, verlaß mich nicht! Meine Kraft ist zu Ende. Ich zerbreche. . . Wo ich hinsehe, ist Unheil, nirgends ist ein Sinn. Die Menschen müssen freveln, täglich, und können dem nicht entinnen. Die zu dir beten, werden enttäuscht. Eine Maschine hat uns gefaßt, taucht uns täglich tiefer ins Böse — ohne Hilfe. Herr, Herr, warum geschieht das? Wir tun's nicht selbst. Unsere Taten sind nicht die unsern. Wessen Taten sind es? Wer tut all dies? . . . Die Menschen sind fehlbar und schwach — aber auch alle, die guten Willens sind, müssen Böses tun. Die Schicksale sind wie Hohn auf die Gebete, die wir zu dir sprechen. Du bist wie Stein und Fels, du bist wie Sonne und Mond, wie Sturm und Bliß, wie kalter Sterne fernstes Licht — ganz einsam ist es um die Menschen geworden. . . Herr, wenn du nicht bist und ich ein Lügner war alle Jahre meines Lebens, die ich für dich kämpfte und stritt, oder wenn du dennoch bist, aber fern und starr und unberührt — dann gibt es nur einen Freund: das Nichts, den Tod.“ Verzweiflung an Gott, Versuchung zum freigewählten Tod wandelt den Priester in der flandrischen Herbstnacht an.

Mit ergreifender Kraft ist der entsetzende, verwirrende Eindruck geschildert, den die „Maschine“ auf diese feinfühligke, hochgestimmte Seele macht, die „Maschine, die mit unwiderstehlicher Gewalt die Menschen ergreift und sie zu Taten, zu Untaten zwingt, vor denen ihnen graust: die Politik, die Kriegstechnik, selbst die in Paragraphen erstarrte Gerechtigkeit sind solche Maschinen, seelenlose Mächte, die lebendige Menschen mit dem Gottesfunken des Gewissens wie totes Material in dem Mechanismus ihres Räderwerks zermalmen. Nicht die Menschen tragen die eigentliche Schuld, sondern die „Maschine“, der Mechanismus, dem sie fast ohnmächtig gegenüberstehen. Aber diese Maschinen, diese Mechanisierung von Mächten, die von Seele und sittlichem Leben erfüllt sein sollten, das ist doch auch Werk und Schuld der Menschen. Gewiß, aber eine Schuld, die sich auf Jahrzehnte und Jahrhunderte verteilt, eine Schuld, in die die ganze zivilisierte Welt verstrickt ist, die also nicht einem einzelnen Volk oder gar dem Einzelmenschen voll zugerechnet werden kann.

Es ist große Kühnheit, daß der Dichter die Frage stellt, wie Gott das zulassen konnte, da er doch tausend Wege und Mittel in seiner Vorsehung hatte, die Menschheit am Bau der grauenvollen „Maschine“ zu hindern. Kühn ist die Frage, weil wir keine andere Antwort darauf haben als den Hinweis auf die Beschränktheit unseres Erkennens, das sich vor Gottes unbegreiflichen Rat schlägen beugen muß.

So hinreißend und atemraubend der seelische Kampf des Priesters sich steigert, Lösung und Entspannung müssen etwas Unbefriedigendes haben, müssen die letzte Antwort auf die qualvolle Rätselfrage ins Unendliche, ins Jenseits verlegen. Der Aufblick zum Gekreuzigten bricht die Gewalt der Ver-

suchung: „Nein, ich lasse dich nicht. Du starbst am Kreuz. Verlassen. Von Gott und Menschen. Du betetest. Nun bin ich am Kreuz. Wir folgen dir nach, wenn wir auch nicht verstehen... Nicht von dieser Welt ist dein Reich. Es komme zu uns. Immer mehr...“

Und nicht umsonst hat er dem zum Tode Verurteilten Aufschub der Hinrichtung erkämpft. Es gelingt ihm, den in Verzweiflung sich Aufbäumenden mit Gott zu versöhnen. Versöhnlich, fast zu optimistisch klingen die letzten Worte des Priesters: „Wenn wir im Innern treu bleiben, so wird nach langem Mühen und Irren Gottes Reich doch noch zu uns kommen und die ‚Maschine‘ besiegen, die von der Unvollkommenheit der Menschen kommt.“ Er selbst muß sein Leben der „Maschine“ zum Opfer geben, ein Granatsplitter erschlägt ihn.

Ein prüfender Rückblick zeigt, daß keiner der hier genannten Zeitromane ein Kunstwerk ersten Ranges ist. Anspruchsvoll expressionistisch tritt Oskar Franz Wienert (*Sturz des Tieres*) auf, ein Meisterstück impressionistischer Natur- und Seelenschilderung liefert Friede H. Kräze (*Amey*), an Goethe mahnt die Gegenständlichkeit und gebändigte Gestaltung Wassermanns. Aber wo auch die Technik auf der Höhe steht, hindert die Befangenheit den dichtenden Zeitgenossen den Stoff ins Allgemein-Menschliche zu heben. Man hat nirgends den Eindruck, daß Probleme und Menschen unsrer Zeit vom Standpunkt allumfassender, parteiloser Gerechtigkeit geschaut sind. Zu laut tönt das, was S. Kracauer einmal die „Drehorgelballade vom Untergang“ und „den Sirenengesang der Erneuerung“ nennt, in diesen Dichtungen wider. Weil Deutschland den großen Krieg verloren hat, und weil im Gefolge der Niederlage und der Verarmung allgemein menschliche Schwächen sich rücksichtslos geltend machen, wird so viel von sittlichem Tiefstand und kulturellem Untergang geredet. Uns will scheinen, daß das sittliche Niveau, gemessen an ethischer Gesinnung und Energie einerseits und den moralischen Widerständen und Verlockungen anderseits, im Deutschland der Vorkriegs- und Nachkriegszeit nicht niedriger stand und steht als zu andern Zeiten und bei andern Kulturvölkern. Damit soll wahrhaftig nicht geleugnet werden, daß unser deutsches Volk der Läuterung und Befruchtung durch lebendiges Christentum höchst bedürftig ist. Hier hat die katholische Jugendbewegung, wie Walter Bloem richtig sieht, eine große Sendung zu erfüllen. Ihm ist freilich nur ihre sozial bindende Kraft deutlich geworden, ihren tiefsten Antrieb, ihre radikale Religiosität, die von der durch Pius X. erweckten eucharistischen Strömung getragen ist, läßt er bloß ahnen.

Sigmund Stang S. J.